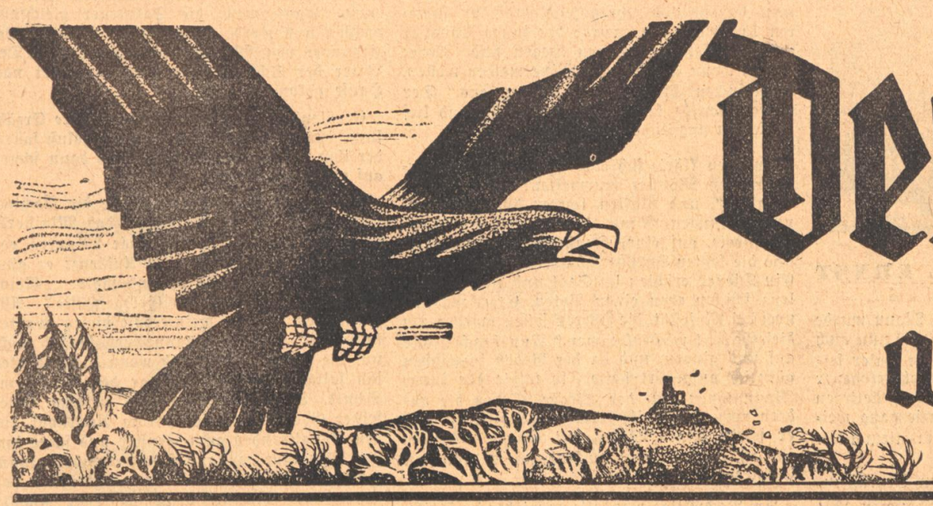
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

24 (17.6.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 24 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, 17. Juni 1934

Flammenrede zur Sonnwendnacht

Von Richard Euringer

Die Burschen, die irgendwo in Oesterreich, in Bayern oder hier am Rhein in dieser Nacht mit Werg und Stroh umflochtene Räder feurig in die Täler stoßen, folgen einem frommen Brauch. Vielleicht wissen sie es gar nicht. Vielleicht haben sie's vergessen, daß ihr Rad der Sonne gleicht, daß ihr Rad dem Riesenrad gleicht, dem der Sturz der Sonne nachstürzt. Sie lachen, sie denken an ihren Schatz, an die Liebste, die sie lieben. Sie leben und juchzen dabei und taufen im Feuer einen Namen, der in tausend Untergängen nie mehr untergehen soll.

Wir aber sehen den Sinn des Sinnbildes. Einmal noch aus Urerinnerung steigen uns die Nächte auf, da der Mensch dem Schöpfer gleichtrat. Er schnitt die Sonne sich zum Gleichnis. Er holte sich den Himmelskreislauf als Bild und Gleichnis auf die Erde. Gestirne stieß er mit der Hand an. Seiner Faust entrollten Räder, feurig wie das Flammenrad.

Wie am Himmel, so auf Erden tat er, was der Schöpfer tat. Daß ein Reich sei, ein Gesetz, himmlisch, irdisch, menschlich, göttlich. Ja, er schöpfte sich das Feuer. Er rief es an, rief es herab, daß es heimisch sei auf Erden.

Einst raste nur der Blitz vom Himmel. Einst zitterte die Kreatur, wenn in Flammenniederbrüchen Feuer auf die Erde fiel. Da fing es ein Beherzter ein. Da beschwor er es mit Zaubern. Da sprach er es an und bannte es fest und gab ihm Wohnstatt auf der Erde. Was wissen die Kinder dieser Nacht, wenn sie ihre Flackerbesen in die Scheiterhaufen tauchen, von so fürchterlicher Tat! Vielleicht galten die als Frevler, die das Element gebannt.

Zauberer sind es gewesen, Priester, Magier, Machtbeschwörer. Ueber das Dunkel gewannen sie Macht. Hüter der Helle setzten sie ein. Schrecknis scheuchten sie vom Herdkreis. Heilig galt der Feuerherd.

Was wissen wir Weltkinder von heute noch vom Priesteramt am Herd! Wir knipsen uns ein Lämpchen an, wir schließen einen Steckkontakt, und die Wärme brodelt wohlig. Einst drohte Eis und ewige Nacht. Einst hockte jede Finsternis voll geschwänzter Ungeheuer. Einst losch alles Leben aus, wenn das Flammenrad dort oben plötzlich doch noch aus der Bahn wich und ins Weltenall entrollte! So zähmte der Mensch sich sein ewiges Licht. So hütete der Mensch sein Feuer. So blieb er seiner Welt gewiß.

Einmal aber, jenes Tages, den wir feiern in dieser Nacht, löschte er die Feuer aus. „Ich glaube dir, Sonne," rief er aus. „Ich vertraue deinem Wandel. Untergehend gehst du auf. Nicht fürchten will ich mich im Dunkel. Dein gewiß und mein gewiß, lösche ich die Feuer aus." Und dann tat er wie der Schöpfer. Vier Runen kerbte er zum Rad. Vier Speichen zwang er sich zum Reifen, und setzte das Rad auf einen Pfahl in den Himmel über der Erde, und drehte das Rad in zäher Reibung und trieb es rundum wie ein Gestirn und trieb es zur Eile an und zwang es zur Glut bis die Feuerfunken spritzten und die Asche glühend aufglomm und der Flammenfluß herabrann, und der Loderstoß am Boden Feuer fing und Sternchen sprühte, tanzende Sternchen im Funkenfall. Wie sie es heute noch tun im Osten an den Markungen des Reiches. Und jeder von der Sippe kam und nahm sich Brand und trug ihn heim und setzte ihn auf seinen Herd und opferte dem Leben wieder. „Sieh, nun bin ich Schöpfer worden," rief der Mensch in jenen Nächten; „denn nun schöpfe ich mir Feuer". Und er fürchtete sich nicht mehr. „Sieh, nun zwang ich mir vier Speichen und flocht sie zum Rad und trieb es um; wie eine Sonne trieb ich es um, und der Funke sprang hervor!"

Hans Beatus Wieland

Kinder des Volkes, geboren aus deutscher Not und Nacht, kennt ihr das Flammenrad der Ahnen, kennt ihr es wieder, das Ursymbol aller Schöpferkraft auf Erden, das Rad der vier Runen, das um sich rollt, rasend wie das Sonnenrad, vier Speichen, gebalkt im Kreise zum Kreuz, nicht Heidenkreuz, nicht Christenkreuz: Sonnenkreuz und Flammenkreuz, aller Untergänge Aufgang, aller Nächte Tag verkündend. Trotz und Trost und Unterpfand, Bannstrahl allen Ungeheuern, Himmelszauber allen Höllen, kennt ihr es wieder, rollt es herauf aus Urerinnerung, aus der deutschen Nacht herauf, aus der deutschen Not herauf, aus dem deutschen Blut herauf, in den deutschen Tag herauf? Riesengroß. Als Hakenkreuz!

Vielleicht war der Mann verfemt, der es wagte mitten in der deutschen Nacht eine Sonne anzuzünden. Vielleicht galt er als ein Frevler. Als ein böser Zauberer. Vielleicht fluchten ihm die Priester. Vielleicht schauderten die Schatten. Vielleicht heulten Ungeheuer.

Es gab eine Zeit, da stand die Sonne sieghaft über diesem Volk. Es gab eine Zeit, da stand sie still, strahlenselig im Zenith, als könnte nie sie niedersinken in Untergänge ohne Würde. Dann kam die Zeit, da ward es dunkel. Alle Feuer loschen aus. Als hätte nie am deutschen Herd der Brand des Opfermuts gebrannt. Als hätte nie ein deutsches Herz geglüht als ewig Licht im Dunkel. Da flocht er sich sein Hakenkreuz. Da zwang er sich sein Sonnengleichnis zum Flammenquirl und sprühte Feuer. Da schöpfte er den Funken neu, den Funken, der zur Flamme brennt und entzündete die Herzen. Und teilte aus und teilte mit, und einer kam und jeder nahm und tausend Herzen brannten wieder, und tausend Herzen brennen neu, und wieder wird es licht im Dunkel.

In dieser Nacht, du deutsches Volk, da deine Feuerzeichen leuchten, vergiß den Namen dessen nicht, der dir in namenloser Nacht den deutschen Funken neu entfacht hat: den Glauben, daß sie wiederkehre, die Sonne, die hinabgerollt!

In allem Wandel fürchte nichts! Lebendig Feuer trägst du heim, wenn du heimkehrst aus dieser Nacht an deinen Herd, in deine Hütte. Nein wieder will die Flamme brennen. Ein Zeichen ist uns aufgerichtet. Ein Unterpfand sei dir dies Zeichen: es gelten die Gesetze noch, nach denen die Gestirne wandeln. Es gelten die Verträge noch, nach denen Sommer folgt auf Frühling und Aufgang folgt auf Niedergang. Noch steigen die Geschlechter auf, wenn sich Geschlechter niederneigen. Noch werden Völker wieder jung, sich tausendfältig neu zu zeugen.

Du löst dich nicht aus dem Verhängnis, wie es dein Himmel dir verhängt. Und doch, in deiner Brust, du Mensch, in deiner Brust trägst du die Sterne. Mit deiner Hand rollst du das Rad, an dessen Speichen du geflochten. Dem Schicksal fällst du in den Arm, dem Wandel greifst du in die Speichen, du Mensch, so weit dein Wille reicht. Dies Erdreich ist dir untertan. Den Himmel trägst du in den Fäusten, wie diesen Erdenstern die Himmel.

Du bist Gesetz von dem Gesetz, nach dem ein Gott die Welt beweget.

So wende, was sich wenden läßt! Notwende lern zur Sonnwendnacht! Dreh du dein Rad! Reich in dein Reich! Sei Schöpfer, schaff dir deine Welt, du Mensch, des Schöpfers Bild und Gleichnis!

Dem Erdkreis zünd ein Feuer an, das alles Sterbliche verzehre! Laß wehn den Geist, den Flammengeist, der aus den Opferbränden lodert! Scheuch deine Unholde ins Nichts! Bann alle Teufel aus der Runde!

Heil wieder will dein Bannkreis sein! Rein wieder will dein Erdreich werden. Verzehr den Spuk, der dich umdreut! Sei wieder Flamme, deutsches Volk, sei wieder Feuer, deutsche Erde! Hilf diese alte Welt erneuern, daß sie im Wandel wiederkehre herrlich wie am ersten Tag!

Und so schlagt den Funken an! Und so lodere diese Nacht, Sonnwendnacht, Mittsommernacht! Daß die Welt ihr Zeichen habe! Daß die Nacht den Tag erschau, der den neuen Morgen künder.

Friß, Tod, friß dein Teil!
Heilig Leben sehr' dich heil!
Heil! Heil! Heil!

Aus dem Inhalt:

Paul Ernst: Glück
Wolfgang Federau: Telegramm für Herrn Fox
Walter Persich: Sturm um ein altes Haus
Friedrich Schnack: Soldatengeschichten
Jo Hanns Rösler: Reiseanekdoten
W. E. Oestering: Robert Haaß
Dr. Robert Volz: Was ist ein guter Film?
Eckart Klein: Das Fernsehen kommt!

EINE ROMANTISCHE GESCHICHTE VON PAUL ERNST

Zur Zeit Ludwig XIV. kam ein junger Mann aus einer vornehmen, aber armen Familie nach Paris, um auf irgend eine Weise sein Glück zu machen. Er stieg in einem bescheidenen Gasthof ab, ließ sich ein Zimmer unter dem Dach geben, verzehrte ein Stück Brot, das er sich im letzten Dorf vor der Stadt gekauft hatte, weil auf dem Lande das Brot billiger ist, putzte seine Stiefel, bürstete seine Kleider, setzte seinen Hut auf das linke Ohr und steckte die Hand stolz in den Degengriff, und ging dann in den Tuileriengarten; denn es war gerade die Stunde, daß sich dort die vornehme und reiche Welt versammelte.

In einem einsamen Gang traf er zwei junge Mädchen, eine Dame mit ihrer Dienerin. Die Dame schien ihm hübsch zu sein, er zog seinen Hut, stellte sich ihr vor und begann von seiner Reise zu erzählen. Die Dame lachte, die Dienerin kicherte; er ließ sich nicht stören, geleitete die Dame zu einer Bank, drückte ihr dabei sanft die Hand und sagte, wenn eine Dame lache, so habe man ihr Herz schon zur Hälfte gewonnen. Die Dame sah ihn schräg an, seufzte und blickte zur Erde nieder, indessen der Kavalier erzählte, daß er noch elf Geschwister zu Hause habe. Die Dame erwiderte, sie sei das einzige Kind und müsse gleich nach Hause zurückgehen; er fragte sie nach dem Namen und der Wohnung ihrer Eltern, sie errötete und sagte ihm, was er wissen wollte; es kamen Leute, sie bat ihn, sie zu verlassen, damit kein Aufsehen erregt werde, er zog ihre Hand an die Lippen und verabschiedete sich.

Noch an demselben Abend machte er dem Vater der jungen Dame seinen Besuch. Dieser war einer der Mitpächter der Salzsteuer und also ein sehr reicher Mann; es ist nicht wunderbar, daß er erstaunte, als der Landjunker ihm erzählte, er habe sich in seine Tochter verliebt, und obgleich sie bürgerlich sei, wolle er sie doch heiraten; er antwortete trocken, daß er seine Millionen nicht gesammelt habe, um einem armen Ritter aufs Roß zu helfen. Der Kavalier erhob sich ungestüm und sagte, indem er an sein Schwert schlug, er werde ihm schon zeigen, daß der Adel etwas bedeute, und ging, die Tür hinter sich zuschlagend.

Der Steuerpächter war ein bürgerlicher Mann, der sich nicht gerade durch Mut auszeichnete, denn wozu braucht ein Steuermann wohl Mut? Die drohende Miene des Jünglings war ihm recht unangenehm und er konnte sich nicht anders vorstellen, als daß der junge Mann doch irgend Etwas gegen ihn beginnen werde; man darf es ihm nicht übelnehmen, daß er sich auf das Innere eines jungen Herrn von Stande nicht verstand, der nur seinem Groll Luft machen wollte, denn er selber war früher Bedienter gewesen und hatte sich stets jedes Wort überlegt, das er gesagt.

Der Kavalier ging nach Hause, warf sich unmutig auf sein Bett und schlief die Nacht sehr gut. Am anderen Morgen nahm er sein bescheidenes Frühstück ein, indem er sich von dem Milchmann einen Topf Milch kaufte und vom Bäcker nebenan eine Semmel dazu, und dann machte er sich auf den Weg durch die Straßen von Paris, um zu sehen, ob er nicht anderswo sein Glück finden werde. Er war überzeugt, daß es einem in Paris nicht fehlen kann, wenn man von Adel, achtzehn Jahre alt und sechs Fuß zwei Zoll lang ist.

Es begegnete ihm nichts Merkwürdiges, aber nach einigen Stunden begann ein sehr heftiger Regen. Nun hatte er natürlich seinen besten Anzug an, der zugleich sein einziger war, und sein Vater hatte ihm vor der Reise noch eingeschärft: „Schon ihn, ein anständiger Anzug und gute Manieren sind mehr wert wie ein voller Geldbeutel.“ So sah er sich denn nach einem Schutz um; und da er ein großes palastähnliches Gebäude erblickte, in das viele Menschen hineingingen, so dachte er, daß er hier das Schauer abwarten könne. Er schloß sich einem Trupp schwarzgekleideter Bürger an, die stiegen eine Treppe hinauf und traten in einen großen Saal, wo schon andere Schwarzgekleidete sie zu erwarten schienen, denn die kamen begrüßend auf sie zu; unser junger Kavalier, der ja niemanden kannte, hielt sich allein, und da ihm das Stehen zu langweilig wurde, so ging er mit großen Schritten in der Mitte des Saales auf und ab, indem er an seine Liebschaft dachte und sich über den Vater ärgerte, diesen alten Knoten, wie er ihn nannte. Der Regen dauerte lange an, und natürlich fiel der vornehme junge Mensch, welcher so allein hartnäckig auf und ab schritt, bald den andern auf. Es taten sich Gruppen zusammen, welche sich besprachen; ein Geflüster ging bald durch die ganze Gesellschaft; man sah nach ihm hin, der junge Mann wurde durch die Blicke angezogen und schaute nun auch auf die andern; da erkannte er den Vater seiner Geliebten unter ihnen; als wohlerzogener Edelmann begrüßte er ihn als den Aelteren höflich, dann setzte er seinen Spaziergang weiter fort und bekümmerte sich um niemanden mehr.

Die andern scharten sich um den Begrüßten, fragten, sprachen auf ihn ein, drängten ihn; endlich schritt der auf den jungen Mann zu, entschuldigte sich, daß er ihn so ohne weiteres anredete, und sagte zu ihm: „Mein Herr, es sind zwei Möglichkeiten: Entweder Sie vereinigen sich mit uns und gehen mit zu gleichen Teilen, oder wir zahlen Ihnen eine Abstandssumme. Sind Sie mit tausend Louisdor zufrieden?“ Der junge Mann starrte den andern an, und indem er es nicht für nötig hielt, über die sonderbare Ansprache nachzudenken, erwiderte er ihm grob: „Verschonen Sie mich.“ Bestürzt zog sich der Bürger zurück und tuschelte wieder eifrig mit den andern, indessen der Jüngling weiter auf und ab ging, von Zeit zu Zeit einen ungeduldigen Blick aus dem Fenster auf den Regen werfend. Nach einer Weile wurde unser Bürger wieder zu ihm geschickt. Er nahm seine Mütze ab, verbeugte sich und entschuldigte sich, daß er ihm vorhin so wenig geboten habe; dann fuhr er fort, seine Freunde seien übereingekommen, daß sie ihm zehntausend Louisdor anbieten könnten. Hier wurde der junge Kavalier wütend, faßte an seinen Degen und schrie: „Herr, wenn Sie schlechte Witze machen wollen, dann suchen Sie sich einen andern aus.“ Der Bürger wurde kreideweiß, drückte sich und lief zu seinen ängstlichen Genossen zurück.

Indessen klärte sich das Wetter auf; die versammelten Männer murmelten: „Jetzt kommt er gleich“, und blickten immer ängstlicher auf unsern jungen Mann, der ihnen den Rücken zuwendete, auf einer Fensterscheibe trommelte und die letzten Sprüher abwartete, um zu gehen. Ein Diener erschien im Saal und rief: „Exzellenz schicken eben einen Boten, Exzellenz sind noch bei Majestät, die Herren sollen morgen um dieselbe Zeit wiederkommen.“ Nun brachen alle auf und gingen, und da der Regen inzwischen gänzlich aufgehört hatte, so folgte der junge Mann ihnen; auf der Straße blieben die andern noch eine Weile beratschlagend stehen, und er schritt seines Weges mit langen Schritten fürbaß, immer daran denkend, wie er nun sein Glück machen werde.

Am Nachmittag wandelte er wieder im Tuileriengarten und suchte eine neue Bekanntschaft. Aber es zog ihn doch gegen seinen Willen zu dem Gang, in welchem er gestern gewesen war, und sieh, da fand er wieder die reizende Dame; aber sie hatte heute rotgeweinte Augen und sah recht niedergeschlagen aus. Mit höflichem Gruß wollte er vorbeigehen, da rief sie ihn an und winkte ihn zu der Bank, und nun erzählten sich die beiden.

Es stellte sich heraus, daß die Pacht der Salzsteuer abgelaufen war, daß die bisherige Pachtgesellschaft ihr Gebot erneuert hatte und am Vormittag zum Finanzminister bestellt war, um die Antwort zu erhalten. Der unbekannte junge Mann hatte bei den Versammelten die Vorstellung erweckt, daß er in derselben Angelegenheit Audienz habe, der Vater der Schönen hatte sich der drohenden Worte von gestern abend erinnert, und nun fürchteten alle, der junge Mann wolle die Salzsteuer gleichfalls pachten und werde wegen seiner adeligen Beziehungen vom Minister ihnen vorgezogen. Der Vater der Schönen war ganz vernichtet nach Hause gekommen.

Errötend schloß die junge Dame ihre Erzählung, der Herr müsse nun den Entschluß fassen, der ihm der richtigste scheine, stand dann schnell auf und entfernte sich.

Am andern Vormittag wartete die Pachtgesellschaft wieder im Vorzimmer des Ministers; der junge Mann erschien einige Minuten vor dem angesetzten Beginn der Audienz; er ging auf die Versammlung zu und sagte: „Meine Herren, ich verachte die Geldgeschäfte.“ Alle verneigten sich. Er meinte mit diesen Worten natürlich: „Ein Edelmann bewirbt sich nicht um die Steuerpacht“, und wenn diese Knoten ihn falsch verstanden, so war das nicht seine Schuld. Dann wendete er sich zu dem Vater seiner Geliebten, faßte ihn am Rockknopf, zog den Schlotternden zum Fenster und sagte ihm ins Ohr, laut genug, daß alle es hören konnten: „Ihre Tochter und die zehntausend von gestern als Mitgift, denn ich habe nichts.“ Hilfeflehend sah sich der Alte nach seinen Freunden um; der junge Mann zog kaltblütig seine Uhr aus der Tasche und sagte zu ihm: „Bedenken Sie sich, in drei Minuten lassen Exzellenz die Tür öffnen.“ Die anderen liefen zu ihnen, alle schrien durcheinander, daß sie die zehntausend Louisdor gemeinschaftlich tragen wollten; der junge Mann zog ein Papier aus der Tasche, Tinte und Feder, und bat die Herren um ihre Unterschrift; der Vater las, unterschrieb mit Tränen in den Augen; die anderen unterschrieben gleichfalls; der junge Mann nahm aus der Tasche einen Sandstreuer und löschte die Unterschriften, faltete das Blatt sorgfältig und steckte es in die Tasche; und indem er sich vor den Herren zum Abschied verbeugte, öffnete der Bediente die Tür zum Kabinett des Ministers und rief: „Exzellenz lassen bitten.“

Telegramm für Herrn Fox / Von Wolfgang Federau

„Neues?“, wiederholte Herr Tenzer und entfaltete behaglich die Serviette, denn er war sehr hungrig und freute sich auf das Essen. „Nichts von Belang, Lieb. Aber 'ne Menge Bekannte habe ich heute getroffen. Du weißt ja, an manchen Tagen laufen einem alle in die Quere, die man sonst viele Wochen, ja Monate hindurch nicht sieht. Auch Fox sah ich, ja — ich konnte leider nicht mit ihm sprechen, denn er sprang gerade auf die Straßenbahn als ich ihn erblickte. Uebrigens trug er Trauer.“

„Trauer?“, erwiderte die Frau. „Lieber Gott, dann ist seine Mutter nun doch gestorben. Sie war ja bereits seit langem leidend. Er hing sehr an ihr. Und hätte sie am liebsten zu sich genommen, um sie immer bei sich zu haben. Aber sie wollte ja nicht. Sie ist in Freiburg geboren, aufgewachsen und alt geworden. Da läßt man sich nicht gern in eine völlig andere Gegend verpflanzen.“

Der Mann löffelte seine Suppe und nickte zustimmend. „Du müßtest ihm schreiben“, meinte die Frau. „Schließlich seid Ihr beide doch über die bloßen geschäftlichen Beziehungen hinaus miteinander befreundet, und er hat vielleicht . . .“

„Ach, das ist wohl nicht nötig,“ erwiderte Herr Tenzer. „Ich bin fest überzeugt, daß ich ihn heute abend in unserer Versammlung sehen werde. Er wird bestimmt kommen!“

Damit war die Angelegenheit fürs erste erledigt. Erst am Abend, da Herr Tenzer sich umkleidete, erinnerte seine Frau an das mittägliche Gespräch. „Vergiß ja nicht, Fox zu kondolieren,“ sagte sie. „Und übermittle ihm auch mein Beileid und meine Grüße.“

Fox war wirklich da. Er trug einen dunklen Anzug und sein Gesicht sah blasser aus, als es ohnehin schon war.

Tenzer konnte ihm zunächst nur zunicken — Fox erwiderte den Gruß mit einem freundlichen, ja herzlichen Lächeln.

Später, in der Pause, als der Durst sich meldete, trafen sie sich an der Theke.

„Lieber Fox“, sagte Herr Tenzer, griff nach des anderen Hand und drückte sie innig. „Mein herzlichstes Beileid. Wir beide, meine Frau und ich, haben mit aufrichtiger Anteilnahme . . . .“

„Beileid? Wieso Beileid?“, unterbrach Fox mit lärmender Verwunderung den wohlgesetzten Redestrom Tenzers.

„Ich sprach von Ihrer Mutter. Wir . . . .“

„Meine Mutter? Was ist mit meiner Mutter?“, staunte Fox.

„Nun“, stotterte Tenzer unsicher. „Ich sah Sie doch heute um 12 Uhr. Sie sprangen gerade an der Lessingstraße in die Straßenbahn. Und da Sie einen Trauerflor am Mantelärmel trugen, und da Ihre Mutter doch seit langem so schwer leidend war . . .“

„War, gewiß“, erwiderte Fox. „Aber das ist schon lange her. Seit einigen Wochen geht es ihr wieder recht gut. Und was Ihre Begegnung anbelangt: Sie müssen sich getäuscht haben, mein lieber Tenzer — wahrscheinlich haben Sie heute morgen einen allzu üppigen Frühschoppen gehoben. Ich jedenfalls — ich bin erst gegen vier Uhr nachmittags von einer Geschäftsreise zurückgekehrt, kann also nicht um zwölf Uhr an der Lessingstraße gewesen sein. Und einen Trauerflor trage ich auch nicht — ist ja auch kein Grund vorhanden, nicht wahr?“

„Verzeihung“, flüsterte Herr Tenzer und errötete. „Eine peinliche Geschichte“, dachte er.

Aber der andere war nicht weiter böse. „Na, macht ja nichts“, lächelte er. „Kleiner Irrtum im Amt. Kommen Sie, alter Freund, wir wollen ein Glas Bier trinken auf . . .“

„Telegramm für Herrn Fox“, rief in diesem Augenblick ein Page und schob sich durch die Menge der die Theke umdrängenden Herren.

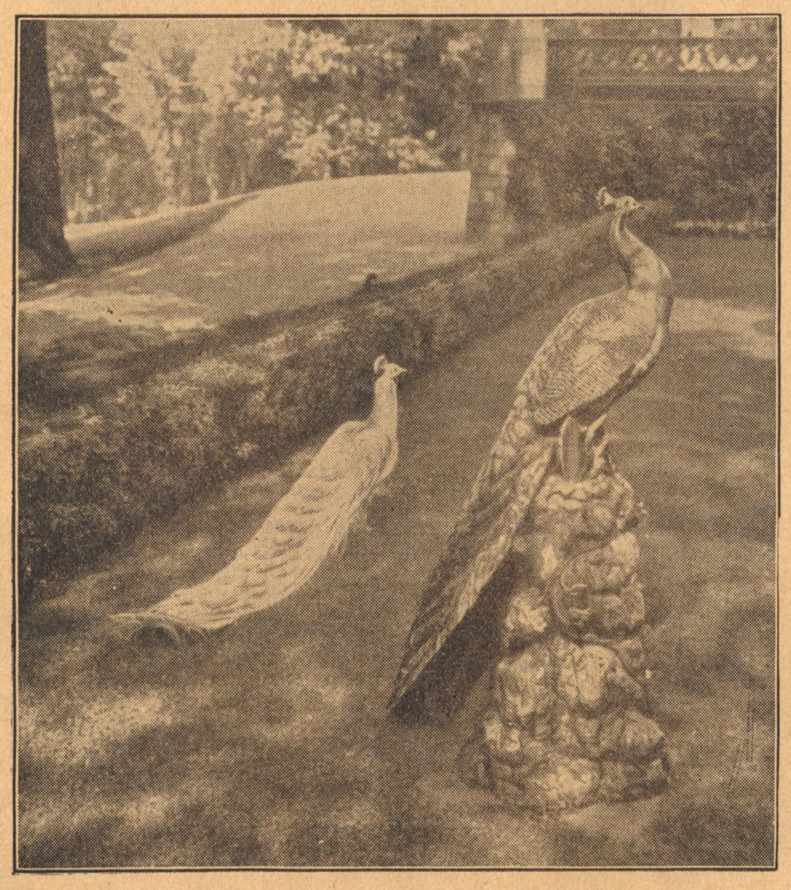
Mit einer ungestümen Handbewegung entriß Fox ihm das Papier. Erbrach es, überflog es mit einem einzigen Blick. Seine Wangen wurden aschgrau, während er dem anderen den Zettel reichte.

„Mutter soeben ganz unerwartet verstorben. Komm sofort“, las der.

„Lieber Gott“, sagte er und das Blatt entfiel seinen Händen.

Der andere starrte ihn an, mit entsetzten Augen.

Ja, er sah auf Herrn Tenzer als erblicke er einen Mörder.



Optische Täuschung

Der weiße Pfau, er müßte vor Neid über das farbreiche Gefieder seines Parknachbarn erblassen, wenn dieser — nicht aus Porzellan wäre

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 24 — 17. Juni 1934

Zwei Partien aus dem Kampf um die deutsche Meisterschaft

Die eleganteste Partie.

Mit Schönheitspreisen auf Schachturnieren ist es immer eine eigene Sache. Die Preisrichter sind um ihr Amt wirklich nicht zu beneiden; wie ihr Urteilsspruch auch ausfallen mag, die in dem Wettstreit Unterlegenen werden immer nur ein Achselzucken oder nachsichtiges Lächeln für ihr „unbegreifliches" Urteil haben.

Es mag sein, daß in Aachen tiefgründigere Partien gespielt worden sind, an Schwung, Geschlossenheit und leichtflüssiger Eleganz jedoch wird die folgende Partie nicht überboten.

Damengambit

Weiß: Grohmann (Dresden)

Schwarz: Engels (Düsseldorf).

1. d2—d4 d7—d5; 2. c2—c4 e7—e6; 3. Sb1—c3 c7—c6; 4. e2—e3 Sb8—d7; 5. Sg1—f3 f7—f5; 6. Lf1—d3 Dd8—f6; 7. Dd1—c2 Sg8—h6; 8. 0—0 Ld8—d6; 9. c4×d5 e6×d5; 10. e3—e4!!

Ein sehr schönes Opfer auf weite Sicht! Das Ziel ist, den schwarzen König in der Mitte festzuhalten und ihn hier in das Kreuzfeuer der weißen Figuren zu bringen.

10. . . . f5×e4; 11. Ld3×e4 d5×e4; 12. Sc3×e4 Df6—f8.

Bei anderen Damenzügen wird die Lage von Schwarz noch ärger. So würde auf 12. . . . De6 der Angriff 13. Sf3g5 Dg6; 14. S×d6+, D:d6, 15. Te1+ Kf8; 16. Lf4! Df6; 17. De4 Dg6; 18. D×g6 h×g6 h×g6; 19. Ld6 zum Siege führen. Auf 12. . . . De7 aber ist 13. Te1 fürchterlich (13. . . . 0—0; 14. Se4g5). Und 12. . . . Dg6 schließlich wird mit 13. Sh4 beantwortet.

13. Tf1—e1 Ke8—d8; 14. b4—b5 c6—c5.

Engels möchte die Stellung irgendwie abschließen. Es zeigt sich aber sogleich, daß der Gegner mit immer neuen Stoßtrupps den aufgerichteten Schutzwall demolieren und die mit Fleiß erstrebte Linienöffnung erreichen kann. Auch an 14. . . . c×b5 war kein Segen, denn nach 15. Seg5 Sf6; 16. Sd4 droht es an allen Ecken und Enden. Die schwarze Stellung trug eben schon vom 10. Zuge ab den Keim des Todes in sich.

15. b2—b4! Sh6—g4.

Der Bauer b4 ist immun, wie die Fortsetzung 15. . . . c×b4; 16. S×d6 D×d6; 17. Te6 Dc5; 18. Lg5+Kc7; 19. Dd2 (drohend Df4+ und Tc1) lehrt.

16. Lc1—g5+ Sg4—f6; 17. Ta1—c1 b7—b6.
Versuch einer Stützungsaktion.
18. Sf3—d4!

Zug reiht sich an Zug zu harmonischem Ganzen. Wird der Springer genommen, so entscheidet der Einbruch Dc6.

18. . . . Sd7—e5; 19. Se4×d6 Df8×d6; 20. Te1×e5! c5×d4; 21. Lg5—f4.
Droht Te8+.

21. . . . d4—d3; 22. Dc2—d2 Dd6—d7; 23. b5—b6 Th8—e8; 24. Tc1—c7 Dd7—g4; 25. f2—f3 Dg4—g6; 26. Te5—g5 Te8—e2.

Das schwarze Partiegebäude steht lichterloh in Flammen. Verzweifelt sucht sein Besitzer in diesem Turmausfall seine Zuflucht. (Falls 26. . . . Dh6. so 27. Tg5×g7 nebst Lg5.)

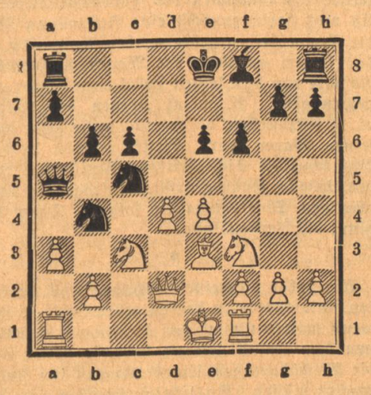
27. Tg5×g6 Te2×d2; 28. Tg6×g7 Td2—c2; 29. Tc7—f7 Kd8—e8; 30. Tf7×f6 d3—d2. Oder 30. . . . Te2; 31. Tg8+ Kd7; 32. Tf7+ Kc6; 33. Tc7+ Kb5; 34. d7 usw.

31. Tg7—e7+ nebst Matt.

Ein inkorrektes Opfer

wurde in dem Damengambit Heinrich — Hahn von dem jungen Ludwigshafener kräftig widerlegt.

1. d4 e6, 2. c4 d5, 3. Sc3 Sf6, 4. Lg5 Sd7, 5. e3 c6, 6. Dc2 Da5, 7. cd: Sd5:, 8. e4 Sb4, 9. Dd2 b6, 10. Sf3 La6, 11. a3 Lf1:, 12. Tf1: f6, 13. Le3 Sc5?



Stellung nach dem 13. Zug von Schwarz

Weiß: Ke1, Dd2, Ta1, f1; Le3, Sc3, f3; Ba3, b2, d4, e4, f2, g2, h2

Schwarz: Ke8, Da5, Ta8, h8; Lf8, Sb4, c5; Ba7, b6, c6, e6, f6, g7, h7

14. de: Td8, 15. Dd8:! (Weiß bekommt zu viel Holz für die Dame, das Opfer konnte auch nicht richtig sein, da Heinrich bis jetzt nur gute Entwicklungszüge gemacht hat.) Kd8:, 16. 0—0—0+ (Diese Möglichkeit dürfte Hahn übersehen haben.) Sd5, 17. ed: cd: 18. Sd4! Ke8, 19. Se6: Lc5:, 0. Lc5: bc: 21. Td5: Kf7, 22. Te1 Te8, 23. Td7+ Kg8, 24. Te3! c4 (Um auf Tg 7: Kh8, Th3 mit h5 antworten zu können) 25. Sd5 c3, (Schwarz kann natürlich keinen ernsthaften Widerstand mehr leisten, seine Züge sind bereits jenseits von Gut und Böse.) 26. Tc3:! Da6 27. Sdf4! Te6: (Verliert die Qualität, aber was sonst?) 28. Se6: h5, 29. Tg7:+Kh8, 30. Td7! Wiederum ist der Springer nicht zu nehmen, darum gab Schwarz, nachdem er noch einige Schachs gebrüllt hatte, die hoffnungslose Partie auf.

Um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft

Während Nord- und Westdeutschland sich in Salzuflen gegenüberstehen, kämpfen zur selben Zeit in Swinemünde Ostdeutschland und in Wiesbaden Süddeutschland. Die Paarung in Wiesbaden ist folgende: 15. Juni: Baden — Bayern, 16. Juni: Bayern gegen Schwaben, Pfalz/Thüringen — Baden, 17. Juni: Schwaben — Pfalz/Thüringen, Mittelrhein — Bayern, Saar — Baden; 18. Juni: Pfalz/Thüringen — Mittelrhein, Schwaben — Saar; 19. Juni: Saar — Mittelrhein. In Swinemünde kämpfen am 15. Juni: Sachsen — Berlin; 16. Juni: Ostdeutschland — Sachsen, Berlin — Brandenburg; 17. Juni: Mecklenburg/Pommern — Sachsen, Saalekreis — Berlin, Brandenburg gegen Ostdeutschland; 18. Juni: Brandenburg gegen Mecklenburg/Pommern, Ostdeutschland — Saalekreis; 19. Juni: Mecklenburg/Pommern — Saalekreis.

Briefkasten

E. M. Hornberg. Ihre Aufgabe Nr. 8 hat zu viel Material und Schwarz keine Verteidigungsmöglichkeit.

Dr. W. Pforzheim: Wird brieflich erledigt.

Was ist ein guter Film?

Von Dr. Robert Volz

Unendlich oft ist diese Frage gestellt worden und hat gute oder schlechte Antworten bekommen. In dem Augenblicke aber, in dem die nationale Regierung auch die Pflege des deutschen Filmwesens in die Hand nahm, war es zu Ende mit Ausflüchten und Erklärungen, die sich drehen und wenden ließen. Aber da die Kunst niemals nach einem Rezepte arbeitet oder durch eine Schablone auf den richtigen

Paul Kemp
als „Charleys Tante" in dem gleichnamigen Minerva-Film der Europa.

Weg gebracht werden kann, sind nach wie vor die Mittel unbegrenzt, die zum Ziele führen.

Das, worauf es ankommt, ist die Grundanschauung, ist der weltanschauliche Ausgangspunkt, von dem aus die künstlerische Schöpfung einsetzt, und je mehr es gelingt, für das geistige Muttergut des Filmschaffens ein gewandeltes Denken und Fühlen zu gewinnen, desto sicherer wird auch der Film seine nationalkulturelle Aufgabe erfüllen.

Die Bemühungen in früheren Jahren, ihn auf eine andere ethische Linie zu drängen, mußten daran scheitern, daß die Grundvoraussetzungen in der Bereitschaft seiner Hersteller wie seiner Verbraucher fehlten. Aber es wäre falsch, zu glauben, daß die Abgeklärtheit, um die der Kampf geführt wird, so ungefähr zwischen zwei Sommersonnenwenden zu erringen ist. Der Kreis der Anführer und Wegbereiter, die um den geistigen und seelischen Umschwung des deutschen Volkes seit Jahren, ja schon in der Zeit, die vor dem Kriege lag, in Wort und Schrift bemüht waren, konnte wohl verhüten, daß die weltanschauliche Auseinandersetzung erlahmte und daß auch die Lauen in den Grenzbezirken kampflos einer tief ansetzenden Erneuerung des deutschen Lebens verloren gingen. Aber auf breiter Front waren keine Eroberungen zu machen, solange nicht die Voraussetzungen gegeben waren, daß aus der Abwehr, die nur noch Festungen verteidigte, zum Angriffe übergegangen werden konnte.

Diese Freiheit brachte erst die nationale Revolution. In ihrem Aufbruche offenbarte sich die ganze Tragweite des Kampfes, den jahraus, jahrein die Stillverschworenen geführt hatten, um dem Aufbau einer neuen Zeit die Grundlagen zu geben und der geistigen, kulturellen und künstlerischen Zielsetzung des deutschen Lebens positive Inhalte, Werte, Leistungen und Kräfte zuzuführen.

Um aber zu wissen, um was es geht, muß der deutsche Mensch begriffen haben, daß seine Anschauungswelt organisch aus neuen Tiefen aufsteigen will und daß Gesinnung in der weitesten Fassung des Wortes kein Ding ist, das man sich aus einer beiseite gestellten Schachtel herausnimmt, sobald man die Zeit für gekommen hält. Das, was das neue deutsche Leben wirklich ausmacht, braucht Zeit und Pflege. Große Beispiele, gewaltige Bekenntnisse, aufrüttelnde Erlebnisse, Schöpfungen, anführende Taten Einzelner werden die Meilensteine sein, und was der einzelne kleine Mensch mitbringen kann, das ist die ehrliche Bereitschaft. Auf nichts wird es so sehr ankommen, als darauf, daß die Erziehung des Volkes auf allen Gebieten dem Verständnis für die Einheit und Unteilbarkeit des Denkens und Fühlens und der weltanschaulichen Einstellung im großen wie im kleinen Leben, in den entscheidenden Entschlüssen, wie im flüchtigen Alltage dient.

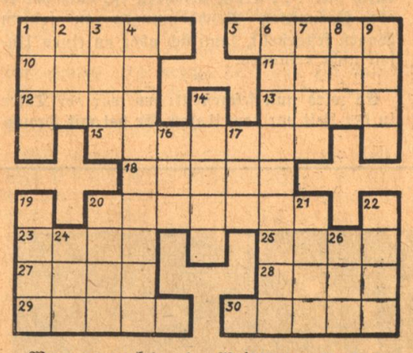
Alt-England im Film.
Anny Ondra und Mathias Wieman in dem Ondra-Lamac-Film der Bavaria „Klein-Dorrit", der nach dem gleichnamigen Roman von Charles Dickens in Alt-England spielt.

Was also ist ein guter Film? — Es ließen sich viele Antworten darauf geben, aber vielleicht genügt die eine, in der die Grundforderung ausgesprochen ist, daß der Film, der volkstümlichste Beherrscher der Gehirne und der Gemüter, im Ideengute der nationalsozialistischen Weltanschauung wurzeln muß, was soviel heißt als: er muß lebensecht und lebensnah sein, er muß irgendwo und irgendwie an die Quellen des Lebens führen, dorthin, wo Sehnsucht, wo Glaube, Liebe, Hoffnung wohnen, er muß uns aus der Wahrheit des Lebens die Kraft spenden, es zu meistern, und er hat seine Aufgabe verfehlt, wenn er uns täuscht, blendet und nur ablenkt. Auch dort, wo er uns heiter, lustig und ausgelassen kommt, wollen wir nicht ohne einen Nachklang von ihm bleiben, auch beim leichten, unbeschwerten Film wollen wir nicht „leer" ausgehen.

Aber wer nun anfängt, Filme zu schreiben und zu inszenieren, in die er das alles wohlüberlegt, bewußt und schlau hineintut, wenn es nicht mit aus der Idee, mit in der geistigen und künstlerischen Formung aufsteigt, der mag berufen sein, doch auserwählt ist er gewiß nicht.

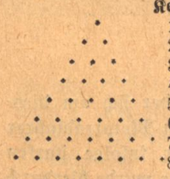
Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Weiblicher Personenname, 5. Gradeinteilung, 10. Arzneipflanze, 11. Nebenfluß der Havel, 12. Berg in der Schweiz, 13. andere Bezeichnung für Schwung, 15. andere Bezeichnung für Tatkraft, 18. asiatischer Strom, 20. Zeitungsanzeige, 23. Theaterplatz, 25. Weinranke, 27. Wasserpflanze, 28. Burg von Jerusalem, 29. italienische Provinz, 30. Kartenwerk. — Senkrecht: 1. Totenschrein, 2. Hoherpriester, 3. offene Halle, 4. ehemaliges deutsches Herzogtum, 6. Medizinalbeamter, 7. Schusterwerkzeug, 8. weiblicher Personenname (Kurzform), 9. weiblicher Personenname, 14. Ehrenzeichen, 16. Nebenfluß der Donau, 17. schlammige Gesteinsmasse, 19. Halmpflanze, 20. weiblicher Personenname, 21. Bruchstück, 22. Ort in der Schweiz, 24. türkischer Personenname, 26. Giftschlange.

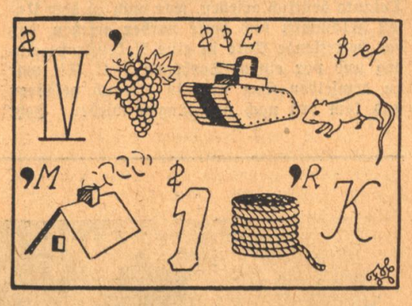
Keilrätsel



1. Selbstlaut,
2. Fürwort,
3. Gewässer,
4. Auge (waidmännisch),
5. Teil des Bogens,
6. Niederschlag,
7. Wirtshaus,
8. Zuwendung.

Die Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß in den waagerechten Reihen Wörter der angegebenen Bedeutung entstehen. In jeder Reihe ist ein neuer Buchstabe hinzuzusetzen unter beliebiger Stellung der vorhandenen.

Bilderrätsel



Auflösungen

Silbenrätsel:

1. Fidibus, 2. Renette, 3. Effekten, 4. Ukelei, 5. Debatte, 6. Estrich, 7. Hanvec, 8. Avis, 9. Tannin, 10. Diagonale, 11. Interlaken, 12. Examen, 13. Horribo, 14. Epaminondas, 15. Ilias, 16. Levkoje, 17. Kobold, 18. Regiment, 19. Adolf. Freude hat die Heilkraft des Sonnenscheines.

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Hose, 2. Muse, 9. Ural, 10. Iran, 11. Ferdinand, 12. Elde, 13. Ente, 14. Anni, 17. Ring, 20. Laie, 21. Erde, 22. Grenadier, 23. Erna, 24. Esra. — Senkrecht: 1. Huse, 2. Orel, 3. Sardinien, 4. Elde, 5. Mine, 6. Uran, 7. Santander, 8. Ende, 14. Alge, 15. Narr, 16. Jena, 17. Rede, 18. Iris, 19. Gera.

Waben-Rätsel:

1. Tanz, 2. Kinn, 3. Brei, 4. Mars, 5. Zahn, 6. Band, 7. Ader, 8. Tran, 9. Helm, 10. Ebro, 11. Rate, 12. Watt, 13. Halm, 14. Most, 15. Rose, 16. Kran.

Eine Verkehrsunfall-Chronik in Wort und Bild II

Der Schuldige wird gesucht

Wir gehen bei unserem heutigen Bericht, den wir zum Abschluß der Verkehrserziehungswoche nochmals allen Lesern als Mahnung mitgeben, von einem Fall aus, der dartut, in welche Gefahren ein Autofahrer gelangen kann, wenn durch irgendwelche Umstände sich der Verdacht der „Autoflucht" auf ihn lenkt. Vor uns liegt eine Meldung der Kriminalpolizei: „Am (folgt Datum) um 7.05 Uhr wurde der Schüler XY in der . . . . = straße beim Schieben eines Handwagens von einem überholenden Personenkraftwagen angefahren und am Kopf derart schwer verletzt, daß er sofort in das städtische Krankenhaus aufgenommen werden mußte. Lebensgefahr besteht. Der Führer des Autos hat sich der Feststellung seiner Person durch die Flucht entzogen. Verdacht auf eine bestimmte Person liegt nicht vor."

*

Die Zeugen dieses schweren Unfalls wurden vernommen. Es handelte sich um zwei Brüder, die in der Morgenfrühe auf einem Handkarren Milch austrugen, wobei der eine von ihnen, wie oben beschrieben, schwer verletzt wurde. Der andere konnte über das Auto nur sagen, daß es in einer bestimmten Farbe lackiert und ein geschlossener Personenwagen war. Die Nummer konnte er nicht erkennen. Andere Zeugen können nur die ungefähre Fahrtrichtung des Wagens feststellen und über den Insassen nur ganz unbestimmte Angaben machen. Anscheinend hat der Wagen kurz vor dem Handwagen eine kleine Biegung nach links (zum Ausweichen) gemacht, ist aber dann schnell weitergefahren. Ein anderer Zeuge will in seinem Zimmer, bei offenem Fenster, gehört haben, daß der Wagen einen kurzen Augenblick gebremst habe, dann aber weitergefahren sei. (Hier tritt das Moment der „absichtlichen Autoflucht" in Erscheinung.)

*

Der Apparat der Polizei beginnt nun zu spielen. Sämtliche Wachen werden verständigt. Ein Funkspruch wird abgelassen, in dem es u. a. heißt: „Vermutlich dunkelgestrichener PKW., vier- oder sechssitzig, hinten vermutlich große Glasscheibe, pol. Kennzeichen vermutlich IV B. PKW. fuhr vermutlich Richtung Ettlingen oder Rastatt. Hat vermutlich an rechter Seite Beschädigungen erlitten und wird mit Blut bespritzt sein." Also nur eine ganze Anzahl von Vermutungen, die die Fahndung natürlich sehr erschweren. Die Polizei selbst ist inzwischen weiter an der Arbeit. Das Auto scheint entweder von dem nordwestlichen Stadtteil von Karlsruhe oder gar von Richtung Graben gekommen zu sein und ist wahrscheinlich entweder in die Pfalz oder nach Durmersheim gefahren. Ein paar Bäckerlehrlinge schildern den Führer des Wagens, aber nur sehr ungenau. Anscheinend ist es ein Herrenfahrer gewesen. Am folgenden Tag wird die Strecke überwacht. Aber ohne Erfolg. Ein Bäckermeister in Knielingen gerät in Verdacht, aber schon der erste Augenschein seines Wagens ergibt, daß er es nicht gewesen sein kann. Die Fahndung nach Täter und Auto wird fortgesetzt.

Es wird inzwischen festgestellt, daß an dem fraglichen Morgen eine Gaslaterne gegenüber der Unfallstelle brannte. Die Landeswetterwarte wird bemüht und stellt fest, wann die Dämmerung an diesem Morgen eintrat und daß leichter Regen fiel. Die Straße hat geteerte Schotterdecke.

*

Vier Tage später kommt eine Weisung der Kripo, daß der vermutliche Täter der Besitzer des Wagens IV B . . . . sei, derselbe Wagen wurde zwei Tage nach dem Unfall abermals in der . . . straße gesehen, sein Besitzer wird vernommen. Er bringt ein einwandfreies Alibi. Sein Wagen ist außerdem seit vier Wochen abgemeldet. Eine Untersuchung des Wagens und der Umgegend der Garage ergab, daß der Wagen seit Wochen nicht mehr gefahren sein kann, auch die Beschreibung stimmt nicht.

Es trifft eine Meldung ein, daß ein zwei Tage später in der Rheinstraße gesehener Wagen der Beschreibung nach mit dem Wagen des Täters identisch sei. Ein anderer Wagen wird ebenfalls gesehen, der große Aehnlichkeit mit dem Tatwagen hat. Inzwischen ist festgestellt worden, daß anscheinend in der Unfallnacht ein auf einer in der Nähe liegenden Verkehrsinsel stehender Mast der Straßenbahn von einem bisher unbekannten Auto angefahren wurde. Nochmals kommt der Verdach auf den obengenannten Wagen aber der kann es unmöglich gewesen sein. Da, in diesem verzwickten und beinahe schon hoffnungslos zu nennenden Augenblick der Untersuchung tritt eine entscheidende Wendung ein.

*

Es meldet sich als Zeugin eine ledige junge Arbeiterin. Sie hatte an jenem Morgen das Tatauto deutlich gesehen, war auch zu dem Unfall gekommen und hatte vorher gesehen, daß das betreffende Auto in eine Nebenstraße einbog und vor einem Torbogen hielt. Sie war an demselben Tag noch in Urlaub gefahren und kam erst nach acht Tagen wieder. Jetzt erst erfuhr sie, daß man den Täter noch nicht hatte.

Die Untersuchung stellt fest, daß in dem betreffenden Hause tatsächlich ein solcher Wagen vorhanden ist, daß er beschädigt war und inzwischen repariert worden ist. Der Wagen wird beschlagnahmt. Der ständige Chauffeur festgenommen. Nachdem deutliche Spuren durch Photographie am Wagen festgestellt sind, wird auch der Besitzer verhaftet. Der Chauffeur kommt nicht in Frage, da er an demselben Tag nach auswärts fuhr. Der Wagenbesitzer muß zugeben, daß er an dem betreffenden Morgen durch die . . . straße gefahren ist, auch hat er am Nachmittag Beschädigungen an seinem Wagen festgestellt, kann sich aber an einen Unfall nicht erinnern.

*

Es wird nun festgestellt: wo war der Täter in der Zeit vor dem Unfall. Er hat mit Freunden eine Reihe von Wirtschaften bis gegen Morgen besucht, behauptet aber nicht angetrunken gewesen zu sein. Er hat wohl Beschädigungen an seinem Wagen bemerkt, glaubt aber, daß diese vielleicht auf einem Parkplatz entstanden sind und hat eine schwache Erinnerung „vielleicht eine Laterne gestreift zu haben" (Straßenbahnmast?). Den beschädigten rechten Kotflügel hat er einige Tage später in einer Fabrik ersetzen lassen. Nach Feststellung der Polizei hat die rechte Einsteigtür in 1.10 Meter Höhe eine Dalle, auch ist der Lack abgeschliffen, am Türgriff sind starke Kratzer, am unteren Fensterrand war eine klebrige Masse feststellbar, die zur weiteren Untersuchung abgeliefert wurde. Der rechte Kotflügel ist erneut. Die Zeugen erkennen den Wagen als den Tatwagen wieder. Der Täter wird in Haft genommen.

Angehörige und Hausangestellte werden vernommen, um festzustellen, ob A. — wie wir den Täter nennen wollen — angetrunken nach Hause gekommen sei. Seine Bekannten werden gehört, mit denen er den Abend und die Nacht verbrachte, auch zwei Gasthausbesitzer. Auch A. wird nochmals vernommen. Er bleibt bei seinen Angaben. Der Wagen wird nochmals untersucht, ein Beamter reist in die Fabrik und findet dort den beschädigten Kotflügel. Es steht nun einwandfrei fest, daß es dieser Wagen und sein Führer waren.

*

Aus einem Gutachten der Technischen Hochschule:

In obiger Sache habe ich das Fleischstückchen, das von Herrn Prof. von Gierke als Fleisch identifiziert worden ist, einer serologischen Untersuchung nach Rücksprache mit der Staatsanwaltschaft unterworfen. Es war zu entscheiden, ob es sich um Menschenfleisch handelte.

Das Stückchen wurde mit physiologischer Kochsalzlösung aufgelaugt, um Eiweiß zu lösen. Es ging der Untersuchung nach Eiweiß in Lösung. Diese so hergestellte klare Lösung wurde nunmehr mit Menschenantiserum auf Menscheneiweiß geprüft.

Das verwendete Antiserum war artspezifisch und gab mit klaren Eiweißlösungen z. B. von Hase, Hammel, Schwein, Rind und Huhn keine Reaktion. Dagegen trat bei Zusatz einer sehr stark verdünnten Menscheneiweißlösung, 1:1000, eine deutlich positive Reaktion, Trübung, ein.

Der fragliche Fleischauszug gab nun mit diesem Antiserum versetzt, ebenfalls eine Trübung, positive Reaktion.

Da nun zur Herstellung des Antiserums ein Kaninchen benutzt worden war, so mußte dieser fragliche Fleischauszug mit normalem Kaninchenserum, also einem Kaninchen, das nicht mit Menscheneiweißlösung gespritzt worden war, keine Reaktion geben. Dieses war auch der Fall.

Zur Sicherung wurde noch Menschenantiserum eines anderen Kaninchens mit dem Fleischauszug in gleicher Weise, wie oben, geprüft. Das Ergebnis deckte sich mit dem ersten Befunde.

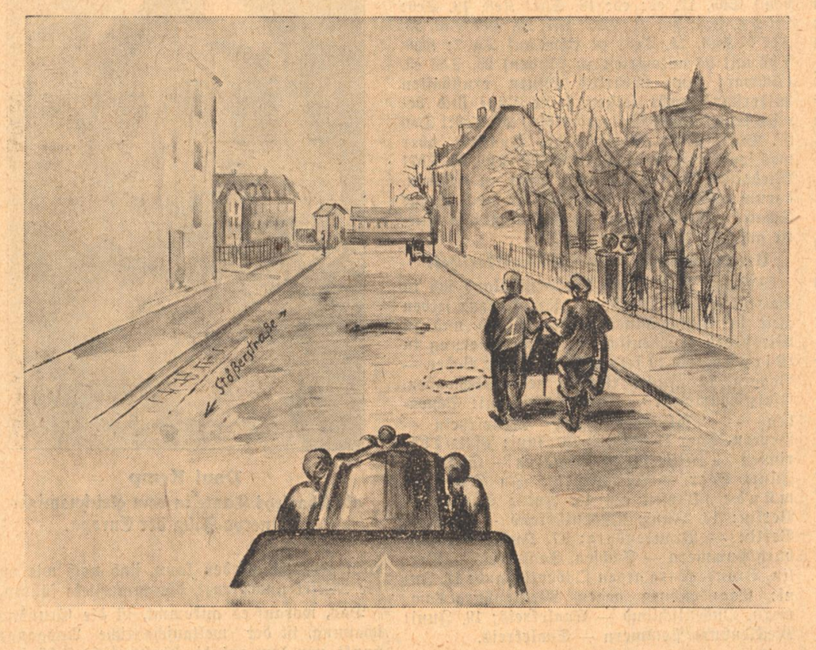
Demnach konnte Menscheneiweiß bezw. Menschenfleisch als solches festgestellt werden.

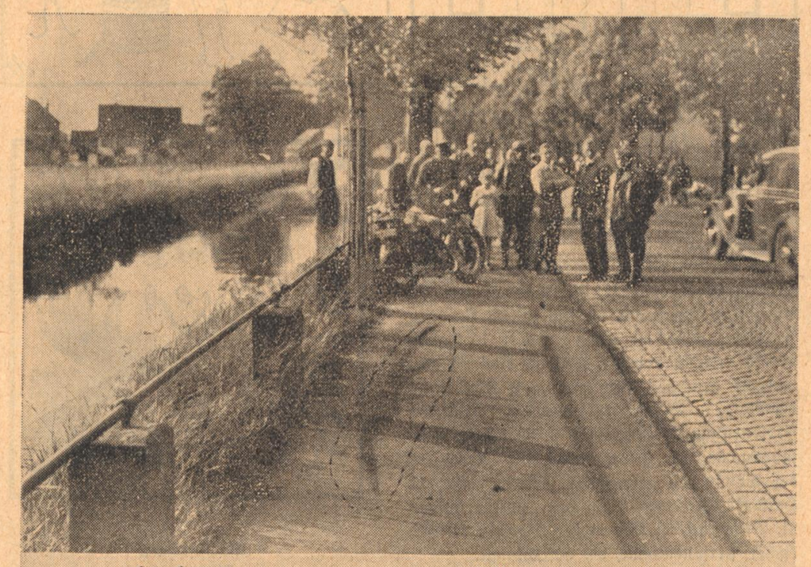
*

Es folgt ein zweites Gutachten. Es folgt ferner ein Gutachten der Landeswetterwarte. Es muß darin zunächst eine Feststellung über die Temperatur gegeben werden, die wichtig ist, da Zeugen angaben, der Wagen sei bei der Abfahrt von dem letzten Lokal „nur schwer angesprungen". A. meint „wegen der Kälte", es ist festzustellen, ob er nicht mehr Herr über seinen Wagen war. Weiter werden in dem Gutachten die Sicherheitsverhältnisse zur Zeit des Unfalls genau geprüft. Anfragen bei auswärtigen Staatsanwalten folgen. Dann beginnt die Verhandlung.

*

Wir haben hier einen wichtigen Fall, der allen Autofahrern zu denken geben wird. Selbst wenn man annimmt, daß der Fahrer A. nichts von dem Unfall gemerkt habe, so hätten doch die Beschädigungen seines Wagens ihn stutzig machen müssen. Das schlimmste aber war, daß er in dieser Nacht infolge Alkoholgenusses nicht mehr die nötige Herrschaft über seinen Wagen besaß und dadurch ein junges Menschenleben aufs schwerste gefährdete.





Schleuderspuren vom Motorrad.

Der gefährliche Ausflug

Unser Bild zeigt eine Aufnahme von einem schweren Unfall, der sich am diesjährigen Pfingstmontag auf der Rastatter Landstraße ereignete. Ein Motorradfahrer fuhr mit seiner Ehefrau hinter einem Personenkraftwagen her, der infolge starken Verkehrs plötzlich nach links ausbiegen mußte. Der Motorradfahrer wurde hierdurch ebenfalls nach links abgedrängt, kam mit großer Geschwindigkeit auf den westlichen Gehwegrand und wurde ebenso wie seine Frau vom Motorrad geschleudert und schwer verletzt. Dieser Unfall zeigt, daß man an Festtagen bei großem Verkehr mit ganz besonderer Vorsicht fahren muß.

Von Walter Persich

Am Rande der kleinen Stadt wölbt sich der Deich gegen die bösen Ueberschwemmungen des Frühjahres und Herbstes vor dem kleinen Fluß, auf dem eben die Gemüseewer und Fruchtjollen fahren können. Es gibt da draußen eine Stelle gegenüber dem Fährhaus, wo von jenseits, von der Wiesenseite her, ein Dach über den zweiten Deich lugt — das Strohdach eines halbverfallenen unbewohnten Hauses, von dem Kinder und alte Leute seltsame Spukgeschichten zu erzählen wissen.

Jetzt, da die Nebel über das Flachland wallen und brauen, wird wieder von dem huschenden Licht im Hause erzählt. Noch größer ist der Abstand in dem die Menschen vom verlassenen Hof bleiben, noch angstvoller blicken Kinder und Frauen zur anderen Seite, denn seit wieder eine Zwölfjährige ertrunken im Fluß gefunden wurde, hat der Glaube, die geheime Macht des huschenden Lichtes locke die Menschen in den feuchten Tod, neue Nahrung gefunden.

Und was ist mit jenem Burschen geschehen, der im Sommer in der Stadt gesehen und nie wieder gefunden wurde? Da er Verse schrieb, war er aus der Fabrik seines Onkels davongejagt worden. Seine Eltern hatten die Polizei gerufen und die fand auch seine Spur, bis zum Fährwirt des Städtchens. Der hatte ihn übergesetzt und davonwandern sehen, bis seine Silhouette im Nachmittagsdunst hinter dem alten Haus verschwand.

Der Sturm jagt über die Felder und Wiesen, aus dem Himmel schüttet das Wasser, die Wege sind aufgeweicht und Theresa Asperns schlanker Sportwagen kämpft mit surrendem Motor gegen den Schlamm an. Sie ist in der Großstadt gewesen, um ein paar Einkäufe für den kommenden Ball zu erledigen und kommt natürlich mit Verspätung zurück. Vater, der Herr Papierfabrikant, und Mutter, die sowieso gegen diese Selbständigkeit viel einzuwenden hat, werden in der Halle des schönen Hauses mit pochenden Herzen auf das Wetter lauschen. Theresa lacht, geborgen hinter ihrer Windschutzscheibe. Sie schaltet den zweiten Gang ein. Ohnehin hat sie den kürzeren Weg gewählt und befindet sich nun auf den schlechteren aber geraderen Straßen der dem Städtchen abgewandten Landseite. In einer halben Stunde muß sie die Deichbrücke gewonnen haben, die eigentlich für Autos gesperrt ist. Aber ihren kleinen Wagen wird sie schon tragen!

Im Scheinwerferkegel taucht der Wegweiser auf — sie sieht das hölzerne Brückengeländer. Der Fluß schießt hörbar rauschend, gewaltig angeschwollen vorüber, schon fassen die Vorderräder die ersten Bretter der Brücke — da — was ist das? Theresas Augen nehmen noch wahr, wie ein Teil des Geländers weggespült wird von den fressenden Wassern, sie greift mit letzter Kraft das Steuerrad, tritt die Bremsen — ein krachender Stoß — und sie weiß nichts mehr.

*

Immer noch heult das Wetter, doch scheint es ganz weit fort zu sein, und dann merkt Theresa, daß ihre Augen etwas wahrnehmen. Doch sie kennt es nicht. Ist das nicht ein Strohlager? Und über dem Kopf verräuchertes Holz? Und dort auf dem Wandbord? Wundervolle kupferne Gefäße — aber aus einem seltsamen, schimmernden Kupfer.

Die Tür wird geöffnet, ein bärtiger Mensch tritt ein — wie seltsam sein ungepflegter Kinn- und Backenbart zu den jungen Augen aussieht! Wie geisterhaft kommt die Erinnerung!

„Die Brücke!" schreit sie in neuer Angst. „Wo bin ich?"

Er steht vor ihr, ein Gefäß mit Wasser und ein paar sauber geschabte Mohrrüben auf einem Teller in der Hand.

„Oh, — es geht Ihnen den Umständen nach ganz gut! Dies ist zwar leider das einzige Frühstück, daß ich Ihnen bieten kann, aber es ist wohl besser, als ein Bad um Mitternacht im Fluß. Für so gefährlich hätten Sie wohl unser kleines Gewässer gar nicht gehalten?"

Unwillkürlich lächelnd, nimmt sie seine Gabe und kaut frisch darauf los, denn mit den wiederkehrenden Kräften meldet sich auch der Appetit. Seine Bewegungen und seine Art zu sprechen sind nicht die eines Ungebildeten — plötzlich erinnert sie sich des verschollenen Versemacher.

„Sie befinden sich im alten Spukhaus", sagt er ernst. „Da Sie von dem Anprall bewußtlos waren, konnte ich Sie nicht gut in die Stadt schaffen, denn die Brücke ist völlig zerstört und Ihr Wagen sieht auch nicht viel besser aus."

„Demnach haben Sie mich gerettet?" Sie reicht ihm die Hand. „Ja, ich bin ziemlich toll gefahren . . ."

„Nicht so toll, um nicht im letzten Augenblick das Lenkrad so weit herumzureißen, daß Sie gegen den Holzpfeiler der Brücke fuhren und damit den Wagen umwarfen. Im Wettergetöse hätte ich es auch nicht vernommen, wenn ich nicht immer um Mitternacht mein Wasser und Gemüse aus dem verwilderten Garten holen würde. Gut, daß die Pumpe noch brauchbar ist."

Sie starrt ihn an. „Mein Gott — ist das wahr? Sie wohnen hier? Es wächst doch nichts ringsum, das man essen könnte?"

„Nun", meint er, es gibt mondänere Sommerfrischen. Der kleine Garten hat noch ein paar Mohrrüben, etwas Kohl und einige andere brauchbare Kräuter. Und wenn es gar nicht langt, wandere ich und hole mir am Morgen irgendwo in einem Dorfe Brot und zuweilen sogar Wurst. Märchenhaft, wie? Beinahe so märchenhaft wie der Schatz, den ich unter dem Lehmboden der Bauerndiele entdeckt habe, nachdem mir in einer verstaubten Kassette Aufzeichnungen in die Hände fielen, die darauf hindeuteten, daß er während der Franzosenzeit hier vergraben wurde."

Natürlich kann Theresa das alles gar nicht fassen. Eine halbe Stunde später geht sie mit ihrem Retter durch das Spukhaus. Die Fenster sind grau von Schmutz und Staub, von außen kann niemand hineinsehen. Mäuse haben die Dielen aufgeknabbert, aber zwei Räume hat der junge Mensch notdürftig gesäubert, so daß er in einem — im Alkoven auf Stroh — schlafen und in einem anderen arbeiten kann. Dort liegen viele beschriebene Bogen auf einem Tisch, die er hastig zusammennimmt. „Was ist das?" fragt sie. „Meine Arbeit — unsere Familiengeschichte, deren Quellen ich hier suchte. Es ging die unsichere Behauptung, daß unsere Vorväter aus dieser Gegend stammen. Ich kann jetzt beweisen, daß wir die Erben des Spukhauses und damit auch des vergrabenen Schatzes sind. Sehen Sie her!"

Er führt sie in die Diele. Dort ist die Lehmschicht weggerissen. Eine Holzwand liegt darunter. Der aufklappende Deckel läßt den Blick in einen kleinen Keller frei, in dem alte verrostete Waffen und Kleider liegen.

„Hier fand ich die Goldgefäße!" sagte er stolz.

So kommt es, daß Theresa, mit verbundenen Händen und einigen Schnittwunden im Gesicht, unten am Ufer erscheint und neben ihr ein seltsam aussehender junger Mensch steht. Während sie der angstvollen Mutter und dem erzürnten Vater alles berichtet, kann er sich im Gastzimmer mit den Kleidern und dem Rasierapparat ihres Bruders menschlich herrichten. Der Papierfabrikant drückt ihm dankbar die Hand und geht dann mit ihm zum Bürgermeister.

In der Stadt glaubt man von alledem natürlich nichts. Mag das huschende Licht durch die selten brennende Kerze des Wiedergefundenen aufgeklärt sein, mögen viele Aktenbogen beschrieben werden und fremde Menschen in der Stadt auftauchen, um den verlorenen Sohn zu umarmen — für die Kinder und alten Weiber spukt es weiter. Und ist es nicht Spuk, wenn mitten im Winter Handwerker hinüber müssen und der alte Bau sich plötzlich wieder verjüngt? Wird es nicht der tollste und lustigste Spuk sein, wenn im kommenden Frühjahr Theresa und Hans, die sich inzwischen verlobt haben, dort als junges Ehepaar einziehen?

Reiseanekdoten

Von Jo Hanns Rösler.

Tirol.

In einem kleinen Kurort Tirols gab es plötzlich einen großen Krach im Gasthof.

„Immer diese Fremden! Immer diese Fremden zuerst!", schimpfte ein ausgefressener Einheimischer, „sie sitzen an den besten Tischen, sie rauchen unsere besten Zigarren, sie trinken unsere besten Weine weg und jetzt han's mir meine letzte Kalbsstelzen a noch zsammengefressen! Aber das ane will i Dir sagn, Wirt, zuerst kimmen immer noch wir, wir Tiroler!"

„Wer ist denn dieser seltsame Herr?"

Der Wirt flüsterte:

„Der? Ach das ist nur unser Vorstand vom Fremdenverkehrsverein."

*

Karlsbad.

In Karlsbad herrschen horrende Preise. Vor allem in den Luxusläden, die an der Promenade liegen.

„Wie zeichnen Sie eigentlich Ihre Waren aus? Arbeiten Sie nach einem bestimmten Prozentsatz?"

Der Karlsbader lächelte verächtlich:

„Prozentsatz? Daß ich nicht lache! Wir haben im Komptoir ein Glücksrad und wenn wir eine neue Ware hereinbekommen, setzen wir es in Schwung und wo es dann stehen bleibt, so viel kostet dann die Ware in Karlsbad."

*

Serajevo

In Serajevo gibt es eine Spezialität: Forelle mit Erbsen. Der Fremde bestellte sich so eine Portion.

Der Kellner servierte die Forelle mit Messer und Gabel.

„Ißt man hierzulande den Fisch mit dem Messer?", fragte der Fremde.

Der Kellner blieb ernst:

„Wieso? Das Messer ist doch für die Erbsen!"

*

Wien

Wimmer aus Wurzen fuhr nach Wien. Wohnte in einem kleinen Hotel am Westbahnhof. Am nächsten Morgen verlangte er die Rechnung.

„Waren der Herr Doktor zufrieden?", fragte der Wirt.

Der Gast brummte:

„Und außerdem haben Sie noch Wanzen!"

„Ich weiß", nickte der Wirt betrübt, „ich habe schon alles versucht, sie los zu werden, aber sie kommen immer wieder."

Meinte Wimmer: „Ich wüßte ein sicheres Mittel: machen Sie jeder Wanze so eine Rechnung wie mir — dann kommt bestimmt keine mehr wieder!"

*

Rom

Rübes reisen nach Rom. Besuchen das Pantheon.

„Diese Tür stammt aus der Zeit 78 vor Christi und ist noch tadellos erhalten", erklärt der Führer.

Pufft Rübe seine Frau: „Siehste — hörste? Und die Tür von Deinem guten Kleiderschrank, den ich Dir vor zehn Jahren gekauft habe, wie sieht die heute schon aus?"

*

Sachsen

In Rathen an der Elbe steht ein Wegweiser: „Bergrestaurant Rauenstein — zehn Minuten!" Feist klettert demzufolge hinauf. Er klettert zehn Minuten, er klettert zwanzig Minuten, er klettert dreißig Minuten, er klettert eine Stunde. Nach zwei Stunden kommt er hundemüde oben an. Die Zunge hängt ihm trocken aus dem Munde.

„Das sind doch nie und nimmer zehn Minuten!", schimpft er, „das sind doch zwei gute Stunden!"

Der Wirt nickt:

„Sind es auch!"

„Warum schreiben Sie es denn dann unten falsch an?"

Lacht der sächsische Wirt:

„So dumm werde ich sein, es richtig dranzuschreiben! Dann käme doch keiner zu mir rauf!"

*

Heringsdorf

Und als es wieder Sommer wurde, fuhr die Mutter mit der Tochter nach Heringsdorf. Wie jedes Jahr zuvor.

Der Juni verging. Der Juli nahte seinem Ende.

„Ich weiß nicht, was das dieses Jahr ist", jammerte die treue Mutter, „sonst warst Du um diese Zeit doch jedesmal längst verlobt!"

Soldatengeschichten / Von Friedrich Schnack

Das Hemd des Fürsten

In einem Feldzug der Russen nahm es der polnische Fürst Gallizin übel, daß ein am Krieg teilnehmender englischer Offizier, der Lord D., nicht im Hauptquartier erschien, und als der Lord sich damit entschuldigen ließ, er müsse im Bett liegen, weil seine Wäsche wegen der augenblicklichen Ruhepause gewaschen würde, rief der Fürst: „Wie! Seine Wäsche wird gewaschen jetzt im Feldzug gewaschen? Unglaublich! Ich nehme stets nur ein Hemd mit, und das hält den ganzen Feldzug aus."

Die Winterhosen

Als seinerzeit ein Teil des alten türkischen Militärs zuerst nach preußischem Vorbild uniformiert wurde, erhielten die Soldaten nur weiße Drillichhosen. Der nächste Winter aber war in Konstantinopel außergewöhnlich kalt, so daß alle Neueingekleideten über die weißen Leinwandhosen, in denen sie erbärmlich froren, bitter murrten. Der Kriegsminister versprach dem Uebel sofort abzuhelfen und hielt auch Wort, indem er die weißen Leinwandhosen, den preußischen Tuchhosen anpassend, blau färben ließ.

Der General in der Badewanne

Dem französischen Marschall Soubise wurde der Vorwurf gemacht, daß er sich während der Schlacht bei Roßbach nicht an der Spitze seines Heeres, sondern in der Badewanne befunden habe, und unmittelbar darauf erschien eine holländische Medaille, welche auf der einen Seite die Schlacht bei Roßbach, auf der anderen dagegen den Prinzen Soubise in der Badewanne mit der Unterschrift darstellte: „Das ist ein General, der sich gewaschen hat!"

Bauernstolz

Als Friedrich der Große im Winter des Jahres 1761 mit der Armee in und bei Strehlen lag, ging er, wenn es das Wetter gestattete, täglich in dem Garten, der an sein Quartier stieß, spazieren. An einem Nachmittag, gerade als der König wieder im Garten war, sprang ein Soldat, einen Sack auf dem Rücken, über den Zaun und hinter ihm drein ein Bauer, der ihm nachrief: „Meine Rüben, willst du mir meine Rüben wiedergeben!" Der König trat hinzu, hielt beide an und fragte den Bauern, was er wolle. Dieser antwortete ohne Zögern: „Der Soldat hat mir den Sack mit den Rüben gestohlen." Der König, der gerne die Augen zudrückte, wenn seine Soldaten nichts weiter als Lebensmittel sich aneigneten, gab dem Soldaten ein Geldstück und befahl ihm, die Rüben sofort zurückzugeben. Der Soldat tat wie ihm befohlen, der Bauer aber wies nun seinerseits die Rüben zurück und sagte zu dem Soldaten: „Hat der König dir Geld geschenkt, so kann ich dir die Rüben schenken, nur komme mir nicht wieder!" Damit ging er seines Weges.

Ein Lebensretter

Ein Bettler sprach in den achtziger Jahren einen ausländischen Offizier an: „Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiger Herr?" — „Nein, ich erinnere mich nicht, dich je gesehen zu haben". — „Und doch haben Sie mir vor elf Jahren das Leben gerettet, gnädiger Herr, wofür ich Ihnen ewig dankbar bin." — „Ich, dir?!" — „Jawohl, ich war Soldat in Ihrer Kompagnie, und als Sie in der Schlacht bei S. sich aus dem Staube machten, war ich der Erste, der Ihrem Beispiel folgte — und so wurde ich gerettet!" —

Sommerliche Flußfahrt

Von Martin Engelmann

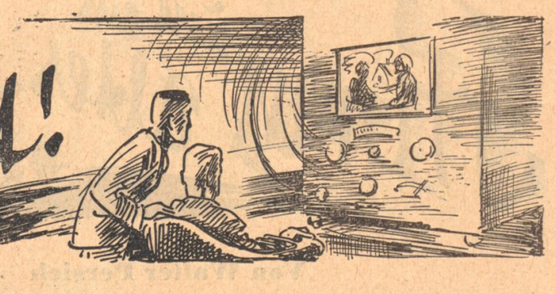
Zwischen schilfbewachsnen Ufern,
durch die Wiesen, die im Licht
morgenfrühen Sommertages
leuchten, fließt der kleine Fluß

aus dem großen stillen See,
dessen südlich fernes Ufer
hohe blaue Berge säumen
unter föhnzerrissnen Wolken.

Durch die Morgenstille blackt,
frisch geweißt, Motorboot „Stegen"
und im Zugwind flattern leise
helle Sommerkleidchen und die Fahne

hoch am Flaggenstock.
Sonntagsfreude liegt in allen
hellen Augen, und der Glanz
blauen Himmels über weiten Wiesen.

Das Fernsehen kommt!



Technik und Romantik stehen sich durchaus nicht immer so feindlich gegenüber, wie oftmals angenommen wird, namentlich wenn erstere unerreichbar erscheinende Wünsche verwirklicht und möglich macht. Nachdem die Musik- und Sprachübertragung an beliebig viele und beliebig weit entfernte Orte durch den Rundfunk selbstverständlich geworden ist, nähert sich nun die nächste Entwicklungsstufe, das Fernsehen. Damit dürfte einer der fanatischsten, unerfüllbar erschienenen, Jahrtausende alten Wunschträume der Menschheit Wirklichkeit werden!

Der Hauptbestandteil des Fernsehers, die Kathodenstrahlröhre, auf deren linker Endfläche die Bilder sichtbar werden.

Alle einschlägigen Forschungsstellen und Laboratorien sind eifrig an der Arbeit; das Geschaffene ist derartig durchkonstruiert, daß eine allgemeine Einführung des Fernsehens nur noch als eine Frage der Zeit angesehen werden muß. Allerdings dürfte es nicht ganz so wie im Märchen werden, daß man sich an den Fernseher setzt und nun an jede gewünschte Stelle der Welt gucken oder gar alle Mitmenschen heimlich in ihrem Tun beobachten kann. Wie beim Rundfunk, wird man nur das sehen, was sich im Senderaum bzw. an den Uebertragungsstellen abspielt.

Wie die in der Zeitung gedruckten Bilder bekanntlich aus einer großen Zahl kleinster aneinandergereihter schwarzer und weißer Punkte (Raster) bestehen, setzt sich auch das Fernsehbild aus einer Menge winziger Bildelemente (z. Zt. 43 000) zusammen.

Je mehr es sind, um so besser kann man die Bilder erkennen. Aehnlich wie beim Kinofilm wechselt das Fernseherbild in jeder Sekunde 25 Mal, wodurch jegliches Flimmern vermieden und der Eindruck einer fortlaufenden Handlung naturgetreu hervorgerufen wird. Welche ungeheuere Arbeit die Fernsehtechniker geleistet haben, läßt sich daraus erkennen, daß sie die zu übertragende Handlung pro Sekunde in rund 1 Million Bildpunkte zerlegen. Diese nebeneinanderliegenden Bildelemente werden beim Fernsehen nacheinander übertragen und dann alle wieder an ihrem richtigen Platz fast gleichzeitig zur Erscheinung gebracht! Durch die große Bildpunktzahl ist es möglich, jeden Vorgang vom einfachen Porträt bis zur hunderttausendköpfigen Menschenmenge mühelos erkennbar fernzusehen.

Das technische Verfahren der Bildzerlegung mit der sogenannten Nipkowscheibe bringt es mit sich, daß nur ein hunderttausendstel des vorhandenen Lichtes wirksam wird. Diese geringe Lichtmenge reicht zu einer brauchbaren Uebertragung nicht aus bzw. es wäre eine ganz außergewöhnlich starke Beleuchtung der Aufnahmeobjekte notwendig, die aber meist nicht angängig ist. Man behilft sich daher dadurch, daß man den fernzusehenden Vorgang nicht direkt aufnimmt, sondern ihn zuerst einmal filmt und den so entstandenen Bildstreifen dann dem Fernseher zuleitet. Besondere Zwischenfilmapparaturen arbeiten so rasch, daß der durch die indirekte Aussendung eintretende Zeitverlust nur etwa ½ Minute beträgt, was praktisch belanglos erscheint und auch keine Nachteile für den Fernsehteilnehmer mit sich bringt.

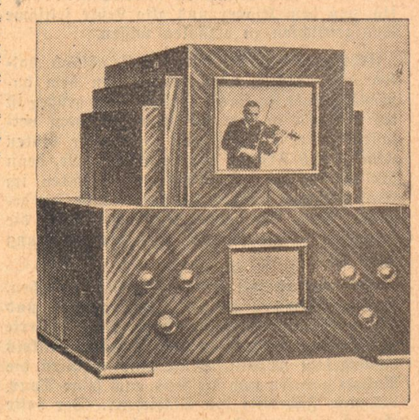
Diese indirekte Sendemethode gestattet nun die Verbreitung beliebiger Vorgänge über den Fernsehsender, da sich beinahe alles filmen läßt und selbst ungünstige Lichtverhältnisse mit entsprechenden Aufnahmemethoden ausgeglichen werden können. Durch Vorbeilaufenlassen der Filme an einer besonders großen Bogenlampe ist es auf einfache Weise möglich, den auf ihnen festgehaltenen Vorgängen ein so starkes künstliches Licht zu erteilen, wie sie es in Wirklichkeit niemals gehabt haben und das auch nach der Bildzerlegung eine zur Fernsehsendung genügende Helligkeit liefert.

Von der angedeuteten Sendemethode wird heute allgemein Gebrauch gemacht. Auf der Empfängerseite kann man dagegen noch verschiedene Systeme unterscheiden. Das weitaus aussichtsreichste und technisch besonders weit fortgeschrittene dürfte das mit Braunscher Röhre arbeitende sein. Ein solcher Fernsehempfänger enthält fünf wesentliche Teile, eine Braunsche Kathodenstrahlröhre, einen Spezialradioempfänger, ein Rastergerät und den Netzanschlußteil. Für sprechende Fernsehbilder kommt schließlich noch der Tonwiedergabeteil hinzu.

Der Radioempfänger arbeitet unterhalb 10 Meter Wellenlänge, weil die üblichen Rundfunkwellen den Fernsehsendungen viel zu wenig Platz bieten würden. Er nimmt die Sendewellen auf, deren Bildimpulse dann von der Braunschen Röhre nach Lage und Grauwert aufgezeichnet werden. Das Rastergerät leitet den Lichtstrahl mit unfaßbarer Schnelligkeit zeilenweise über die Bildfläche; es arbeitet genau im gleichen Rhythmus wie der Sender, damit das Bild nicht durcheinanderfällt. Die Netzanschlußeinheit schließlich versorgt die ganze Apparatur mit dem benötigten Betriebsstrom.

Die Bedienung des Fernsehempfängers gestaltet sich ziemlich einfach. Der Bildkontrast, die Bildschärfe, das mittlere Grau, die Tonschärfe und die Sendewelle sind an je einem Knopf einzustellen. Die Größe der Bilder erscheint mit ihren Abmessungen von 14×18 Zentimeter für den Heimgebrauch ausreichend. Ihre Farbe ist dem Sonnenlicht nachgeahmt und so gehalten, daß das Auge auch auf die Dauer nicht ermüdet.

Man könnte nun auf den Gedanken kommen, daß mit Einführung des Fernsehens der bisherige Rundfunk aufhört und das teuere Rundfunkgerät wertlos wird, zudem der Fernseher ja einen vollständigen Empfänger nebst Lautsprecher besitzt.



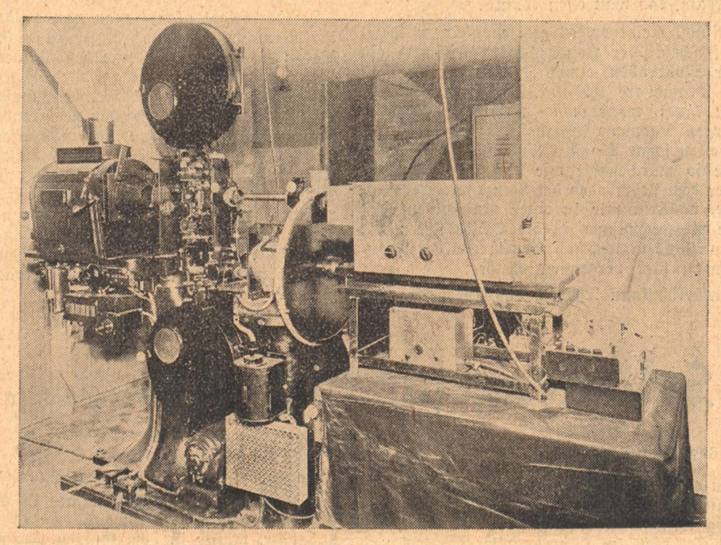
Fernsehempfänger der Radioaktiengesellschaft D. S. Loewe.

Abgesehen davon, daß dieser Apparat nur für ultrakurze Wellen von 3—10 Meter eingerichtet und zur Aufnahme der zur Begleitung der Fernsehbilder dienenden Töne bestimmt ist, bleibt der Rundfunk von den Fernsehdarbietungen ganz unberührt. Dies schon aus dem Grunde, weil die Fernsehsender nur eine ganz beschränkte Reichweite besitzen, die im allgemeinen nur die Stadt umfaßt, in der sie aufgestellt sind.

Es ist nur natürlich, wenn jeder Rundfunkteilnehmer den Wunsch hat, späterhin einmal auch einen Fernseher zu besitzen, um so mit aller Bequemlichkeit in seinem Heim die Ereignisse des Tages sowie unterhaltende und belehrende Bilder aller Art mitansehen zu können. Damit taucht die Frage nach dem Preise solcher Geräte auf, der naturgemäß ausschlaggebend für die Teilnahme am Fernsehen erscheint. Das beschriebene Modell will die Herstellerfirma als Volksfernseher herausbringen. Sie legt also Wert darauf, die ganze Bauart des Geräts von vornherein möglichst preiswert zu gestalten. Dennoch wird es niemals möglich sein, den Fernseher auch nur annähernd zu dem Preise zu liefern, wie es als Glanzleistung der deutschen Industrie bei dem Volks-Empfänger VE 301 der Fall ist. Der Apparat kostet auch bei größter Verbilligung immer noch mehrere hundert Mark und es besteht keine Hoffnung, jemals wesentlich unter diesen Preis herunterzukommen. Wer es irgendwie ermöglichen kann dürfte zu gegebener Zeit einen Fernseher einem Rundfunkapparat vorziehen, um neben dem Ohr auch das Auge zu seinem Recht kommen zu lassen, denn es ist nicht zu leugnen, daß sich der Verbindung von Bild und Ton weitaus größere Möglichkeiten erschließen als dem Hörfunk allein. Man vergegenwärtige sich, um wieviel stärker der Eindruck von der Ankunft eines Ozeangeschwaders oder einer Opernvorführung ist, wenn zum Ton auch ein Bild hinzukommt und man wird zugeben, daß dem kombinierten Gerät, das Hörfunk und Sehfunk liefert, die Zukunft gehört.

Im Hinblick auf die verschiedenen in der Presse ab und zu auftauchenden Nachrichten von den Fortschritten des Auslandes in der Fernsehtechnik mag abschließend festgestellt werden, daß diese in Deutschland weiter entwickelt ist, als in irgendeinem anderen Lande. Noch nirgends auf der Welt war es möglich, hinreichend billige und dabei leistungsfähige Fernsehapparaturen vorzuführen, die als Grundlage der allgemeinen Einführung des Fernsehens ernstlich in Betracht kommen. Es bedarf bei uns nur noch einer Erprobung der Empfänger im praktischen Betriebe, um sich ein sicheres Urteil über alle Fragen bilden zu können. Sollten diese Versuche, die immer noch ausschließlich durch berufene Fachleute vorgenommen werden, zu einem Erfolge führen, so dürfte die praktische Einführung des Fernsehens für das Publikum nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Eckart Klein, Berlin.



Sendeapparatur für Fernsehbilder
Die aufzunehmenden Objekte werden gefilmt und der so entstandene Bildstreifen dann sogleich ausgesendet.

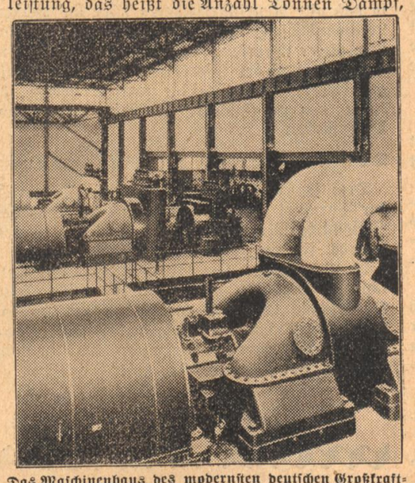
Das Kraftwerk der Zukunft

Ueber kurz oder lang wird ein Zeitpunkt gekommen sein, zu dem die heute verfügbaren Stromerzeugungsanlagen nicht mehr imstande sein werden, die Nachfrage zu decken. Dann ist der Augenblick gekommen, an die Errichtung neuer Kraftwerke heranzugehen. Ohne Zweifel wird man hierbei dem Wärmekraftwerk, also der Kraftgewinnung aus Braun- oder Steinkohle, den Vorzug geben. Man wird das schon allein aus arbeitssorglichen Gründen tun, denn das Wärmekraftwerk vermag auf die Dauer eine wesentlich größere Zahl von Erwerbstätigen in Lohn und Brot zu halten als das Wasserkraftwerk. Es fragt sich nun, wie wird das Wärmekraftwerk der Zukunft aussehen?

Bei der Beantwortung dieser Frage wird man von der Tatsache ausgehen müssen, daß grundsätzliche Abweichungen von der heutigen Form des Wärmekraftwerkes, wie etwa der Uebergang zu höchsten Drücken oder die Anwendung von Quecksilberdampf an Stelle von Wasserdampf, kaum zu erwarten sind.

Wohl aber sind in vielen Einzelheiten recht bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, die in ihrer Gesamtheit durchaus in der Lage sind, eine nicht unerhebliche Senkung der Bau- und Betriebskosten herbeizuführen, ganz abgesehen davon, daß die Baukosten der Werke sich gegen früher um etwa 30 Prozent ermäßigt haben. Bei dem modernsten deutschen Großkraftwerk, dem von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft erbauten Mitteldeutschen Kraftwerk bei Magdeburg, finden sich derartige Fortschritte in großer Zahl bereits verwirklicht. Um nur ein Beispiel zu nennen, sei das Kesselhaus herangezogen. Während man in Amerika gezwungen durch hohe Bodenpreise, hier ähnlich wie im Wohnhausbau zu hohen, schlanken Gebäuden mit möglichst geringer Grundfläche übergegangen ist und hierzu die Hilfsapparate (Luftvorwärmer, Ekonomiser, Saugzuganlage) über den Kesseln angeordnet hat, ist man in Deutschland einen anderen Weg gegangen. Man stellt hier die Hilfsapparate hinter den Kesseln auf und kommt dann mit einer wesentlich geringeren Bauhöhe aus. Gegenüber einer Kesselhaushöhe von 35—45 Meter bei den neuen amerikanischen und englischen Werken hat das neue Magdeburger Großkraftwerk eine Kesselhaushöhe von nur 25 Meter! Ein niedriger Bau wird naturgemäß wesentlich billiger sein als ein hoher.

Unverkennbar ist auch der Zug zum Großkessel. Je größer man nämlich die Kesselleistung, das heißt die Anzahl Tonnen Dampf, die der Kessel stündlich zu erzeugen vermag, macht, um so niedriger werden die Baukosten für die Einheit der Leistung. Die Ersparnisse sind sehr beträchtlich und betragen zum Beispiel, wenn man statt eines Kessels mit 40 Tonnen stündlicher Dampfleistung einen solchen von 100 Tonnen aufstellt, etwa 20 Prozent, also ein Fünftel. Allerdings ist dem Streben nach großen Kesselleistungen insofern eine Grenze gesetzt, als mit der einzelnen Kesselleistung zugleich auch die erforderliche Reserve stark anwächst.



Das Maschinenhaus des modernsten deutschen Großkraftwerks, des Mitteldeutschen Kraftwerks bei Magdeburg

In ähnlicher Weise wie hier am Beispiel des Kesselhauses aufgezeigt, sind auch nach vielen anderen Richtungen bedeutende Fortschritte zu verzeichnen.